

Zeitschrift: Solothurnisches Wochenblatt

Herausgeber: Franz Josef Gassmann

Band: 4 (1791)

Heft: 24

Artikel: Männlicher Ernst

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-820243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurnerisches Wochenblatt.

Samstags den 11ten Brachm., 1791.

N^{ro.} 24.

Männlicher Ernst.

Vorspiel.

Ich will es nur gleich Anfangs heraussagen, daß dieses Vorspiel zu einer Reihe von Aufsätzen ganz und gar nicht für das schöne Geschlecht geschrieben sey; sogar viele auswärtige Leser unter den Männern muß ich davon ausschließen, und nur mit dem kleinen Häufchen meiner Mitbürger, und dem noch kleineren Häufchen von jener Art Leser mich begnügen, welche jede Bemerkung, so individuell sie auch seyn mag, zu benutzen und auf sich selber anzuwenden wünschen. Entschuldigen Sie mich also, Mesdames und Demoiselles, und wenn sie das nicht können, so benutzen Sie diese Blätter zu einem neuen Modeschnitt, oder zu Papillotten — und ihr, liebe gute Leser im Außenlande, bedencket, daß mein Blatt, Solothurnerisches Wochenblatt heise, daß ich also auf meine Vaterstadt mich besonders einschränken muße, und daß vielleicht wegen eben diesem Titel, wie ein Reisender mir es neulich sagte, ich wenigst 600 Leser weniger zähle.

Woher dieses weite Ausholen? Warum diesen Eingang? Werdet ihr mich fragen. — Man behauptet, mein Blatt habe sich zu einem Gemeinplatz seichter Posen und fadeg

Liebelehen herabgewürdiget; man will Moral, man will
bittern Ernst, männliche Gedanten, Worte zu Männern
von einem Mann geredt, will man lesen. Gut, meine
Männer, ich will eure Wünsche zu befriedigen trachten,
und euch so im Vorbeigehn nur erst diese bitre Wahr-
heit sagen: „Wehe dem Volke, das die Triebfeder aller
„großen Thaten, die Seele und Ursache aller Revolutio-
„nen, die Liebe, nicht anders als in einem Schlam-
„von Dotten, Zweydeutigkeiten und Schweinickeliaden sich
„denken kann! Wehe dem Volke, welches bey Anhörung
„ihres Namens lacht oder erröthet! Wehe dem Volke,
„bey dem man eben desswegen nicht mehr über diesen
„Punkt zur Sprache kommen kann! Hätte man das vor
„zwanzig Jahren thun können, so würden die Staaten
„weniger sieche Mitglieder, verdorben an Leib und See-
„le haben; Religion und Menschenrechte wären heiliger,
„und Muth, Stärke, Kraft und Lebensgefühl in volles
„er Blühte unter uns. Wehe endlich dem Volke, welches
„man mit moralischen Brocken stillen und einsullen müß!“

Da ich nun diese, wie mir dünkt, durch die Geschichte
aller Jahrhunderte, befestigte, sonnenklare Wahrheit mei-
nen ernstvollen Lesern zur Betrachtung und Beschauung
vorgeworfen habe, so last uns dem eigentlichen Ziel mei-
nes heutigen Vorspiels ein wenig näher rücken. — Ich
möchte noch einmal ein Paar Worte über unsern heuti-
gen Luxus — verlichern.

Meine Leser können versichert seyn, daß ich alle Blät-
ter wieder durchgelesen, in denen ich etwas über dieses
Staatsgeschwür geschrämt habe. Ich zweifle, ob man
im Allgemeinen die Sache genommen, je etwas ernsthaf-
teres, männlicheres werde gelesen haben, und dennoch

ward nur aus Nebel ärger, und selbst die Luxuspredigten eines unsrer vortrefflichsten Professoren, auf deren Bekanntmachung ganz Solothurn drang, sind mit unwürdigem Staube bedeckt.

Aber von alledem, was in besagten Blättern steht, von dem gutgemeinten Dringen auf Prachtgesetze will ich kein Wörtchen wiederholen. Solche Gesetze sind und waren von jeher Schützenmattscheiben, welche man aufstellt um sie herunterzuschießen, und von ihnen sonderbar gilt das uralte Sprichwort: sie dauren von eilf Uhr bis Mittag. Warum? — Ueberleget es selbst, ihr Männer unter meinen Lesern, die Ursach liegt in einem gewissen Triebe, der uns vor allen Thieren auszeichnet.

Auch von allen allgemeinen Gedanken über den Luxus will ich nichts behalten, als diese Erklärung davon: „Luxus ist alles, was nicht nothwendig ist zu unserm Daseynsunterhalt.“ Zu was allgemeine Platteitüden herplappern, der Luxus sey schädlich, er entnerve den Menschen, entvölke den Staat, und degradiere die Menschheit? — Das alles ist wahr, und ist wieder auch nicht wahr, wie alle einseitige Deflamationen. Anschaffung der Lebensbequemlichkeiten an sich selbst ist gewiss nicht schädlich; jedes Thier sucht sein Wohlbehagen mit Speis und Trank zu verbinden. Wozu das Gold in den Kisten eines reichen Volkes? eines Filzen? — Nein, nein, Luxus ist nur jener Familie schädlich, die mehr ausgiebt als einnimmt — und dies ist auch der Maastab, nach welchem man ihn unter den Völkern messen soll. Gallien mag immerhin das Vaterland der Moden seyn, mag alle Länder und Meere durchkreuzen, wie

Engelland

Engelland, um seine Tafel zu besetzen, und in sybaritischen Wonnen zu schwimmen. Gallien und Engelland haben in sich selbst, in ihrem Land den ewigen Fonds zu Bestreitung dieses Aufwandes; Nationen müssen zu ihren Weinen, Früchten und Metallen ewig ihre Zuflucht nehmen. Aber wenn Schweden, Norwegen und Dänemark, die kaum ein bisschen Holz und Eisen auszuführen vermögen, wenn diese und andere ihnen ähnliche Länder auf diesem Fusse leben wollten, wie würde es in drei Jahren um diese Länder stehen? wie um einen Verschwendender, der mehr ausgiebt, als die Zinse seiner Kapitalien? er muß die Fonds angreifen, einen Gültbrief nach dem andern abkünden, und — endlich Kredit und guter Namen unter dem Drucke des Elendes und den Flüchtern der Wucherer, verliehen.

Der Luxus kann auch für Nationen nur gewisse Epochen der Schädlichkeit haben. Diese Nationen besitzen meistentheils keinen eignen Fond in ihren Landesprodukten, sondern blos in ihrer Industrie. Holland darf mit Galliens Prachtliebe wetteifern, so lange seine Manufakturen, seine Seefahrten und Speditionen ihm hinlängliche Einkünfte geben, die Ausgaben des Luxus zu befrieden. Aber wenn seine Handlung sinken sollte, wenn es dem Eigensinn eines Ministers, oder der Klugheit der Monarchen endlich gelingt, alle Waaren, von fremden Krämern ißt geliefert, selbst von der ersten Hand zu bekommen, und so den Industrievölkern allen Abgang ihrer Artikel beynahе unmöglich zu machen; alsdann wird dieses Land zu der Sitteneinfalt seiner Ahnen zurückkehren, oder ins Nichts versinken müssen. Wem fällt hier nicht der Gedanke bey, daß solche Länder wie Holland immer den Mittelweg in der Ueberpracht behalten sollten, um

desto leichter und schneller im Fall der Noth sich an eine einfache natürliche Lebensart wieder gewöhnen zu können?

Wenn man über Luxus prediget, so pflegen gewisse Leute gleich zu wähnen, man wolle die Handelschaft lähmeln und die Manufakturen zerstören. Nichts ist über-eilster als dieser Schluss. Aktive Handelschaft, das ist, Betriebsamkeit die Produkte seines Vaterlandes mit dem möglichsten Vortheil im Außenland an Mann zu bringen, sie zu vervollkommen, und wegen innerem und äußerem Gehalt wünschenswerther zu machen — dies allein ist das Mittel dem Luxus sein Gift zu nehmen, oder mit andern Worten, die aktive Handelschaft allein verhindert ein Volk am meisten, nicht mehr auszugeben, als einzunehmen.

Andere begehen den Fehler, daß sie den Luxus mit Stumpf und Stiel wollen ausgerottet wissen. Keine Lebensfreuden, kein Daseynsgenuss sollte der Gesellschaft gestattet seyn; kahle, wilde, nackte Bedürfnissbefriedigung ist allein, was diese Leute uns gönnen. Das kann aber nicht seyn; der Unterschied der Stände, der Reichthümer, das Ansehen des Staates und der Glieder der Oberherrschaft, der äußere Glanz des Kirchendienstes, die Bedürfnisse der Handwerke selbst, kurz alles dringt darauf die Nothwendigkeit einer angemessnen Pracht und weiser Ergötzungen in einem Staate festzusezen. Wenn ich also in der Folge die Schädlichkeit des Luxus in unserm Kanton bewiesen werde, wenn ich darthue, daß unser Land mehr ausgiebt für fremde Waaren, als für seine eigenen Produkte einnimmt, so will ich es mir schon zum voraus verbethen haben, mich in Eine Klasse zu setzen mit denen Leuten, die uns gerne wieder an Wäser und Eicheln

gewöhnen möchten. Ich dringe auf nichts als auf eine verhältnismäßige Verminderung der Prachtausgaben, und kann bey meiner izigen Ueberzeugung, nichts anderes sagen, als daß der Bürgerstand, und nicht der Adel — den ersten Schritt dazu thun müsse.

Und so bin ich nun da, wo ich eigentlich seyn wollte. Links und Rechts hab ich mich durchgeschlagen, Steine mir aus dem Wege gewälzt, und Licht und Luft in diesen Gegenden gemacht, um ungehindert mein Gebäude aufführen zu können.

Ich habe gezeigt, was ich unter Luxus verstehe, habe ihn auf seiner guten und bösen Seite betrachtet, habe den Standpunkt angegeben, auf den man sich stellen muß um über eines Volkes Ueberpracht abzusprechen, und sein Wohl oder Wehe auszudonnern. Laßt mich nun, ähnlich einem wahren Prediger, meine Grundsätze befolgen, laßt mich stehen auf den Standpunkt, und so, will Gott! im nächsten Blatt untersuchen, in welchem Verhältniß unser Kanton mit dem Kussenland in Betreff der Einnahme und Ausgabe stehe.

N a c h r i c h t e n.

In der Brunnerischen Apotheke sind zu haben, frisch angelangte, ächte und von den Quellen selbst bezogene Wässer; als Selzer, Schwälbacher, Pfefferzer Spaa und Piermonter Wässer. Er wird trachten Jedermann bestens zu bedienen.

Madame Ardrighetty sera à Cette foire dans son Magasin ordinaire chez Madame la Baillive de Roll sur la place, les personnes, qui desireront de ses ouvrages sont priez de s'adresser à elle de bonne heure, vu que la foire ne